

Der platonische Eros bei Michelangelo und Shakespeare [Schluss]

Autor(en): **Lucka, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Menschenrecht : Blätter zur Aufklärung gegen Ächtung und Vorurteil**

Band (Jahr): **6 (1938)**

Heft 6

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-561278>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Menschenrecht

Blätter zur Aufklärung gegen Aechtung und Vorurteil
(Vormals „Schweiz. Fr.-Banner“)

Frohe Oster-Festtage

*allen unsern lb. Abonnenten
und Lesern!*

Der platonische Eros

bei Michelangelo und Shakespeare, von Emil Lucka.
(Schluß)

Michelangelo hat unter seiner Liebe zu Tommaso — der ihm stets mit höflicher Ehrerbietung begegnete wie einem väterlichen Freunde — gelitten, er zeichnet sich selbst unter dem Bilde des Tityos, dem ein Geier die Leber wegfrißt, und dann träumt er sich wieder als Zeus, der den schönen Jüngling Ganymed von seinem Adler rauben läßt. Beide Blätter hat Michelangelo, der so ungern etwas aus der Hand gab, dem Tommaso zugeschickt, und er schrieb ihm dazu, daß es mehr dem Zufall als ihrem eigenen Wert zu danken wäre, wenn der Freund an einer seiner Arbeiten Gefallen fände.

Als Michelangelo auf dem Totenbette lag, stand Tommaso bei ihm.

Wollen wir Menschen kleiner Dimension uns anmaßen, das Gefühlsleben eines Allergrößten in unsere engen moralischen Vorstellungen einzupressen, da wir noch nicht einmal beim Verstehen halten? Und doch geschieht dergleichen wieder und wieder, von Herausgebern, von Uebersetzern und von pathetischen Geheimräten.

Der größte Menschenbildner der germanischen Welt, dessen Gestalten an die Michelangelos reichen, der aber frei ist von jenem selbstzerstörerischen Triebe: Shakespeare hat, wie

man weiß, ein Buch mit Sonetten hinterlassen, die noch immer nicht ganz ausgedeutet sind. Sie muten in Wahrheit unbegreiflich an, nicht nur wegen ihres eintönigen Inhaltes — Liebe zu einem schönen Jüngling — sondern noch mehr wegen ihrer dichterischen Belanglosigkeit; es ist unmöglich, sie neben die Tragödien und die Lustspiele zu setzen.*) Durch die Kette dieser Gedichte zieht sich das Motiv: Vernichtet die Zeit auch alles, die Schönheit des Freundes empfängt doch in meinem Lied ewiges Leben, sie kann nimmermehr vergehen. Das ist aber das Gefühl Michelangelos vor dem geliebten Jüngling: seine Schönheit soll der Ewigkeit einverleibt werden, erhöht werden ins platonische Reich; und er hat sich ja auch das Opfer abgerungen, ein naturtreues Bildnis des Tommaso zu fertigen, damit dessen Schönheit beharre — wie Shakespeare.

Auch Shakespeare sagt — und bei ihm klingt es besonders unbegreiflich (?!) — daß er des Wortes nicht genug mächtig sei, um der Schönheit des Geliebten genug zu tun, auch er nennt sich dessen Sklaven.

Heißt Götzendienst doch meine Liebe nicht
Weil immer gleich mein Preis und mein Gedicht
Und stets von einem wechsellos erfüllt.

Seine Liebe muß geheim bleiben, denn erführe die Welt davon, so wäre der Freund beleidigt und entehrt; ob wegen des niedrigen Standes des Schauspielers Shakespeare oder wegen des Makels, von einem Manne geliebt zu werden, das wird nicht ausgesprochen. Shakespeare sagt auch, es klänge wie Selbstlob, wenn er den Freund preisen wollte, sind sie beide doch eines. (Michelangelo: „keine Schranke darf zwischen den Freunden stehen!“) Eine eigentümliche Verwicklung ergibt sich, weil eine Frau den Freund zu lieben beginnt; Eifersucht quält den Dichter, aber er tröstet sich, da ja der Freund und er Eines seien. Also werde er selbst geliebt!

Ist es nicht seltsam, zwei der allergrößten Künstler, die die Welt kennt, so sich erniedrigen zu sehen? Unbegreiflich arm sind die Gedichte des großen Dichters; wo man bei Michelangelo die immer neu aufflammende Glut spürt, den Aufschwung zum

*) In diesem Urteil gehen wir mit Lucka nicht einig: Shakespeares Sonette sind für den, der sie n a c h e m p f i n d e n kann, durchaus neben die schönsten Liebesgedichte eines Goethe, eines Heine zu setzen. Diese Verse sind herb, aber von einer verhaltenen Glut und Kraft, die ihresgleichen suchen. Ein Sonett etwa wie „So bist Du meinem Sinn wie Brot dem Leibe...“ hat eine gültige, unzerstörbare Form, so lange Menschenzungen reden. — Lucka verfällt hier in den gleichen Fehler, den er — berechtigt — den andern vorwirft: da er selbst für den Gegenstand der Sonette, den Jüngling, nichts empfinden kann, findet er sie dichterisch belanglos. Das ist der schmerzliche Punkt, an dem Homo- und Hetero-Erot immer aneinander vorbeireden werden! —

Uebersinnlichen, waltet hier matte Eintönigkeit in Gefühl und Wort. (Wir verweisen nochmals auf unseren Einwand. Die Red.)

Noch eines rückt das Gefühlsleben dieser Sonette der platonischen Liebe Michelangelos nahe: weich, weiblich, fast hermaphroditisch erscheint der geliebte Jüngling. Sowohl seine Schönheit als auch sein flatterhafter Sinn gleichen einer Frau — „ein Weib gedachte die Natur zu schaffen“. Er wird mit Adonis und zugleich auch mit Helena verglichen, man wird sich ihn als einen weibischen Antinous denken müssen.

Bei Michelangelo hat der gleiche Hang zum mittleren Menschen, der nicht schroff Mann und nicht schroff Weib ist, einen tiefen, ja komischen Sinn. Alle seine Leidenschaft begehrt ja über die einzelne Gestalt, über den einzelnen Menschen hinaus in ein Phantasiegebild höchster Vollkommenheit, und solche Vollkommenheit denkt sich Michelangelo, mehr unbewußt als klar formuliert, wiederum im Geiste Platos, wenn auch vielleicht nicht nach dessen Worten, als Menschen schlechthin, in dem sich Mann und Weib in ein Höheres lösen. Fast alle seine Jünglingsgestalten — mit Ausnahme des riesigen David — nähern sich vom entschieden Männlichen her dem Mittleren, Allgemeinen und erhalten so für unser Empfinden weiblichen Charakter, weisen auch einzelne weibliche Merkmale auf. Bacchus, der junge Johannes in Berlin (der Michelangelo aber, und wahrscheinlich mit Recht, abgesprochen wird,) Adonis, Cupido und David — Apollo (Bargello) sind nahezu zwittrig gebildet, und selbst an den unvollendeten, bärtigen Sklaven und an den Jünglingen der Sixtina-Decke finden sich weiche weibliche Linien und Modellierungen. Vom Bacchus (Bargello) sagt Vasari treffend: „Michelangelo hatte darin eine wundersame Mischung der beiden Geschlechter angestrebt, er gab ihm die schlanke Geschmeidigkeit des Jünglings und die runde Fülle der Frau“. Auch die Bewegungen und die Gesichter der Jünglinge an der Sixtina-Decke zeigen vielfach etwas Hermaphroditisches, es sind die unworbenen Epheben aus der athenischen Palaestra; man sehe etwa Brüste und Schenkelpartien des Jünglingspaares oberhalb der erythräischen Sibylle.

Dagegen hat Michelangelo nur eine blühend schöne, junge Frau geschaffen. Das antike Ideal des Menschen, der weder Mann noch Weib ist, sondern Mensch schlechthin, des Hermaphroditen — den die Griechen so gerne gebildet haben — ist in ihm lebendig, aber auf einer höhern seelischen Stufe. So weit Michelangelo der platonischen Sphäre zugehört, ist ihm alles Extreme ebenso unleidlich wie alles Persönliche, das vom Typus fortführt und die Menschheit in einem höchsten Sinne stören müßte. Die Jünglingsliebe des platonischen Kreises und Michelangelos ist Liebe zum vollkommenen menschlichen Leib und zur vollkommenen Seele über Männlichkeit und Weiblichkeit hinaus,

Artkollegen! Abonniert das „Menschenrecht“!

im heranwachsenden Jüngling verkörpert sich dieses Ideal, nur in ihm findet sich Männliches und Weibliches vereint.

Es gibt Köpfe von Michelangelo, die nicht unterscheiden lassen, ob sie einen Jüngling oder ein Mädchen darstellen, so sehr nähern sie sich mittlerer Form und mittlerem Ausdruck, und es sind Köpfe aus dem Bereich seines persönlichen Fühlens. Am schönsten läßt dies vielleicht eine Rötelzeichnung in Windsor erkennen; der niedergeschlagene Blick und die zu einem scheuen Lächeln geschlossenen Lippen haben etwas geheimnisvoll Zauberes. Die zarten Hermaphroditen der Griechen und die lächelnden Gesichter Leonardos gehören in das selbe Zwischenreich. Vielleicht kann man in einer seiner späten Zeichnungen, die Christus am Kreuz zwischen Maria und Johannes darstellt (Britisches Museum), kaum erkennen, welche Gestalt weiblich, welche männlich ist. Und so erklärt sich's auch, daß manche der Liebesgedichte erst durch die Anrede „Signor“ oder „Dorina“ deutlich werden. Oft genug mag es gleichgültig sein — ihm vermischen sich, wo vollkommene Schönheit und anbetende Liebe ihr Wort sprechen, die Unterschiede der Geschlechter in eine höhere Menschheit hinein.

Die Brüder,

2

von Bernd Bangh.

Als der Juli nahte, bat er mich, ihn an die See zu begleiten. Ich mußte es abschlagen, da ich ein Engagement abgeschlossen hatte. Er wurde ärgerlich, ja sogar wütend, weil meine Zeit so beschränkt war. Ich warf ihm einen mitleidigen Blick zu und wollte gehen; er hielt mich jedoch zurück und wurde ein ganz anderer. Es berührte mich fast peinlich, ihn so kindisch bittend vor mir zu sehen. Ueberglücklich küßte er das verzeihende Lächeln von meinen Lippen.

An diesem Nachmittag wurde ich ganz sein und fühlte bald, wie groß und stark meine Liebe war, die in meinem Herzen für ihn lebte. Nie vergaß ich die glücklichsten Wochen meiner durch ihn neu erwachten Jugend am Strande des Meeres.

Dann zogen wir heim. Er bewohnte die reizendste Villa in einem Berliner Vorort, die nun meine Heimat war. Oft saß er stundenlang des Nachts an meinem Bette und streichelte meine Hand. Im Einschlafen spürte ich noch seinen Gute-Nacht-Kuß.

Mein neues Leben war wie ein Traum. Am frühen Morgen tranken wir auf einem kleinen Balkon Kaffee. Diese halbe Stunde am Frühstückstisch war die schönste des ganzen Tages, dann fuhr er in die Fabrik. Stolz, schön und kühn saß er am Steuer seines Autos. Der Vormittag gehörte mir. Ich las, zeichnete oder sonnte mich im Garten. Zum Mittagessen kam er wieder,

4